



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte

Class, Heinrich

Leipzig [u.a.], 1921

König Wilhelm I.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83815](#)

Noch einmal mußte Preußen das Leid einer solchen durchmachen, als im Jahre 1856 in dem preußischen Neuenburg an der schweizerisch-französischen Grenze die Führer der königstreuen Partei von den am Ruder befindlichen Radikalen in einen Hochverratsprozeß verwickelt und verurteilt wurden. Der König wollte Gewalt anwenden und Truppen nach diesem fernem Außenposten schicken; Napoleon III. mischte sich ein, und es begannen langwierige und unerfreuliche Verhandlungen, die damit endeten, daß Preußen im Mai 1857 auf Neuenburg ohne irgend welche Entschädigung verzichtete.

Im Juli desselben Jahres traf den König ein Schlaganfall, der sich wiederholte; so mußte Prinz Wilhelm zuerst mit der Stellvertretung beauftragt werden, und dann, als sich beim König die Anzeichen der Gehirnerweichung bemerkbar machten, der Verfassung gemäß als nächster am Throne die Regentschaft übernehmen (7. Oktober 1858).

Der neue Herr fand eine üble Erbschaft: denn es war kein Zweifel, daß Preußen seit 1848 überall ohne Schwertstreich zurückgewichen war und an Achtung und Ehre schwere Einbuße erlitten hatte.

König Wilhelm I.

Die erste Tat des Regenten war die Entlassung des reaktionären Ministeriums Manteuffel und die Berufung eines liberalen unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern; Preußen atmete auf und blickte voll Vertrauen auf den neuen Lenker seiner Geschichte.

Der verdiente auch solches Vertrauen.

Prinz Wilhelm war ganz anders als sein königlicher Bruder geartet: ein Mann strenger Pflichterfüllung, durch und durch Soldat, ohne den Flug hoher Gedanken, aber mit einem guten, den Dingen auf den Grund gehenden Verstande begabt, erfüllt von fester Staatsgesinnung und von Stolz auf sein Preußen; weder konservativer, noch liberaler Parteimann, aber entschlossen, die bestehende Verfassung zu achten; fromm ohne Frömmelei; leutselig, ohne Sucht nach Volkstümlichkeit; von seiner Stellung durchdrungen, aber ohne Hoffart und Eitelkeit.

Das war der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. — kein Genie, keine hinreißende Persönlichkeit, aber ein Mann, der der Welt den Beweis lieferte, daß ein zum Throne Berufener seinem Volke keinen größeren Dienst leisten kann, als wenn er dem Genie freie Bahn macht und es neidlos wirken läßt. Der höchste Ruhm Wilhelms sollte werden, daß er Männer wie Roon und Moltke dauernd festhielt, die ihm beide an Willen, Geist und Tatkraft überlegen waren, vor allem aber, daß er die weltgeschichtliche Größe Bismarcks neben sich wachsen sah, ohne der Krankheit der Könige zu verfallen, der Eifersucht, der Furcht, durch den Ruhm des Ratgebers in den Schatten gestellt zu werden.

Und diese höchste Königstat des Hohenzollern dankte das Volk mit dem richtigen Gefühl für das Sittliche, Edle, indem es ihm, der der erste Kaiser des neuen Reiches werden sollte, ein unendliches Maß von Liebe und Verehrung entgegenbrachte. So wuchs er hinein in eine Stellung ohnegleichen, der Kaiser Weißbart, der auferstandene Rotbart, und zeigte, daß ein Fürst ohne überragende Eigenschaften zum Beglücker seines Volkes, ja zum großen Herrscher werden kann, wenn er sich — Pflichtgefühl mit Selbsterkenntnis verbindend — dem Rate von Männern unterordnet, die dort, wo sein eignes Können nicht ausreicht, ersetzen, was ihm abgeht.

Nicht als ob dieser wahrhaft edle Fürst sich unbedingt seinen Ratgebern ausgeliefert hätte; er blieb immer der Herrscher, er behielt immer die Entscheidung in der Hand — aber er war bescheiden und selbstlos und vertraute dem Sachverständnis seiner Ratgeber.

Ein Verhältnis, wie es zwischen ihm und Roon, wie Moltke bestanden hat, kennt die Weltgeschichte kaum, gewiß aber keines wie das zwischen ihm und Bismarck.

So war es möglich, daß Kräfte schalten und walten konnten, die Wilhelm I. im hohen Greisenalter auf den Gipfel eines weltgeschichtlichen Ruhmes erhoben und sein Preußen von Sieg zu Sieg führten.

Noch aber stand er erst am Anfang seiner Laufbahn, die ihn durch Mühen und Sorgen hindurchführen sollte. Drei Dinge standen ihm vor Augen, als er sein Königsamt, zunächst als Regent, antrat: Preußen wieder seine Stellung in der auswärtigen Politik zu erobern; das Heer wieder zu einer zuverlässigen Stütze des Staates zu machen; ehrlich und hand in hand mit der Volksvertretung zu regieren. Den Entschluß zum Frieden mit seinem Volke befundete er durch die Berufung eines liberalen Ministeriums. Eine erfolgreiche äußere Politik setzte ein schlagesfertiges Heer voraus; darum war seine nächste Sorge, auf diesem Gebiete gut zu machen, was sein Bruder vernachlässigt hatte.

Hier war er ganz in seinem Element, selbst Sachverständiger und Schöpfer. Er kannte das preußische Heer in allen Einzelheiten, seine Schwächen, die Lücken seiner Einrichtungen. Seine Arbeit ging darauf, die Friedensstärke, die länger als 40 Jahre trotz des schnellen Wachstums der Bevölkerung stehen geblieben war, der Volkszahl entsprechend zu erhöhen, die dreijährige Dienstzeit zur völligen Ausbildung der Mannschaften durchzuführen und die Dienstplicht in der Reserve zu verlängern, in der Landwehr zu verkürzen. Damit wäre die Heeresstärke fast verdoppelt worden und dem Lande eine Ausgabe von jährlich 80 Millionen Mark erwachsen. Wenige Jahre später verkannte niemand, daß diese Forderungen berechtigt waren, damals aber wurde das liberale Bürgertum kopfscheu und wollte die Notwendigkeit der Heeresreform nicht einsehen.

So kam der wohlmeinende Fürst — seit dem 2. Januar 1861 König

— wider seinen Willen in ein gespanntes Verhältnis zur Volksvertretung und schließlich in schärfsten Gegensatz.

Tastende Versuche in der auswärtigen Politik und in der Frage der deutschen Einheit können hier übergegangen werden; die Entscheidung für die Zukunft lag darin, ob die Heerespläne des Königs durchgeführt werden könnten.

Seine militärischen Berater waren der Generalstabschef Helmut von Moltke und der Kriegsminister Albrecht von Roon, beide, wie er, durchdrungen von der Notwendigkeit des Forderungen. Moltke, der ältere von beiden, ein Geist von unerschöpflichem Reichtum, ein reiner, lauterer Mensch, eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein unübertroffener Kenner der Kriegslehre und Geschichte, dabei einer der größten Feldherren aller Zeiten: ein wahrhaft großer Mann, dessen Bedeutung die Welt erst später in drei Kriegen erkennen sollte; jetzt war er der Öffentlichkeit kaum bekannt und arbeitete still in den Schreibstuben des Generalstabs über seinen Plänen und an der Ausbildung seiner Offiziere.

Um so breiter stand Albrecht von Roon vor der Öffentlichkeit da, ein Held der Pflichterfüllung, ein unerschrockener Diener seines Königs, der unbeugsam seine gute Sache vertrat; ein Charakter ohne Flehl, treu wie Gold, ein edler Mensch, ein unermüdlicher Arbeiter; scharf und trozig, recht ein Preuße und stolz auf sein Volkstum. Er war berufen, die Verhandlungen mit der Volksvertretung zu führen. Beide, Moltke und Roon, entstammten — wie auch ihr gewaltiger späterer Genosse Bismarck — dem niederen Adel; aus Armut und Enge mußten die beiden sich hervorarbeiten, und sind, obwohl adligen Geblüts, doch durch die Nöte ihrer Jugend rechte Söhne des Volkes.

Im Jahre 1860 hatte der Landtag auf ein Jahr die Mittel für die Heeresreform bewilligt, und dies im folgenden Jahre wiederholt; auf Grund davon waren neue Regimenter aufgestellt und auch im übrigen das Heer eingerichtet worden. Die Fortschrittspartei, seit der Wahl im Dezember 1861 im Landtag die herrschende, lehnte die weitere Bewilligung der Geldmittel ab und stellte damit die ganze Reform in Frage. Was sollte geschehen? Sollte man die Truppenteile auflösen, die Offiziere entlassen?

Der König dachte nicht daran nachzugeben, löste den Landtag auf und berief ein konservatives Ministerium; die Wahlen vom Mai 1862 brachten die Fortschrittspartei nur verstärkt zurück, und der Landtag lehnte wiederum alle Heeresforderungen ab.

König Wilhelm stand vor einem schweren Entschluß: er wollte den Willen des Volkes achten, er wollte ehrlich die Verfassung einhalten — aber er durfte nach seinem Gewissen in dieser Frage der Heeresreform, von der die Zukunft des Staates nach seiner Überzeugung abhing, nicht

nachgeben. In schwerer Sorge, in Gewissensnöten, treu beraten von seinem Roon, entschloß er sich, den Kampf um das Heer aufzunehmen.

Roon wies seinen König auf den Mann, der allein den Kampf durchführen könne, auf Otto von Bismarck-Schönhausen, den preußischen Gesandten in Paris, mit dem er seit Jahren in engem freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel stand und von dem er wußte, daß er seinem König auch den schwersten Dienst nicht weigern werde.

Lange schwankte König Wilhelm; er wußte, wie verhaßt Bismarck den Liberalen von der Zeit des vereinigten Landtages her war, wußte, daß er als „Reaktionär“ schlimmster Art angesehen wurde. Er mußte fürchten, daß die Berufung dieses Mannes als eine Herausforderung der Fortschrittspartei aufgenommen werde! Aber es war kein Ausweg, er selbst kannte keinen anderen Helfer, und so beauftragte er am 22. September 1862 den von Roon aus Paris herbeigerufenen mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Ministerpräsidenten.

Wirlich brauste die Empörung in allen liberalen Kreisen auf, daß dieser „Junier“, diese „Verkörperung des Rückschritts“ zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde.

Belastet mit dem Haß, ja mit der Verachtung aller freiheitlich Ge- sinnten ging Bismarck ans Werk; er fühlte sich frei von dem, was die öffentliche Meinung ihm Schuld gab, und hoffte, sie bald durch sein unbesangenes, redliches Bemühen um eine Verständigung überzeugen zu können.

Das hoffte er vergebens — mit solchem Menschen gab es für die Liberalen kein Vertragen, keinen Frieden; mit Bismarck wollte die Fortschrittspartei keinen Vergleich, und so begann der Kampf in der schärfsten Form.

Das Land und der König mußten das Heer haben — die Volksvertretung verweigerte die Mittel — das Heer war aber auf Grund vorläufiger Bewilligung schon da — es wurde unter den Säulen behalten, ohne daß der Landtag das Geld wieder bewilligt hatte; wiederholt mußte die entrüstete Volksvertretung heimgeschielt werden, nicht einmal der Staatshaushalt wurde genehmigt, und doch erhob die Regierung Steuern und Abgaben und machte die nicht bewilligten Ausgaben.

Verfassungsbruch, riefen die Liberalen — nein, antwortete Bismarck: Staatsnotwendigkeit.

Wer hatte Recht? Wie immer im Leben der Völker der, der das Notwendige tut, nicht wer das geschriebene Recht vertritt.

Wir können den schweren Kampf zwischen dem Ministerpräsidenten — dazu wurde Bismarck am 8. Oktober 1862 ernannt — und dem Landtag nicht im einzelnen verfolgen. Genug, der furchtlose Mann hielt allen Stürmen stand und verschaffte seinem König das Heer.

Wunderbar, wie die beiden sich einer Welt von Haß entgegenstemmten, der König an der Schwelle des Greisenalters und sein kraftstrotzender Minister; wunderbar, wie sie einander die Treue hielten seit jener denkwürdigen Unterredung im Parke zu Babelsberg, wo Bismarck den König von der Abdankung zurückhielt, bis zu dem Augenblick, da der gütige, edle Kaiser die Augen für immer schloß. Sie lebten der Welt das erhebende Schauspiel vor, wie ein deutscher Mann sich aus eigenem Entschluß seinem Fürsten weiht und wie dieser Fürst in voller sittlicher Vergeltung dem Manne sich anvertraut. Alles in allem: erlebtes Heldenlied von deutscher Treue.

Otto von Bismarck.

Ein Kind der Altmark, war er am 1. April 1815 im Schlosse Schönhausen als Sohn des Rittergutsbesitzers Ferdinand von Bismarck und seiner Ehefrau Luise Wilhelmine geb. Menken geboren. Bedeutende Menschen waren wohl beide Eltern nicht, aber danach fragt das Schicksal nicht, wenn es ein Genie hervorbringt. Ein gesunder Knabe, wild die Freiheit des Landlebens genießend; zu bald ein Zögling der Plahmannschen Anstalt, in die er noch nicht sieben Jahre alt gegeben wurde, und dann des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, in dem er sich eine umfassende Bildung aneignete. Mit 17 Jahren schon ein flotter Korpsstudent in Göttingen, stets bei der Hand mit dem Schläger, stets zu tollen Streichen geneigt; dann für nicht zu lange Zeit Auskultator an mehreren Gerichten, sowie an den Regierungen in Aachen und Potsdam, wo er mit Unlust den Altenstaub schluderte. Bald davon abgestoßen, kehrte er aufs Land zurück nach Kniephof, einem der pommerischen Rittergüter seines Hauses; endlich übernahm er die Verwaltung des Stammgutes Schönhausen. So lebte er als Landwirt im Kreise von Standes- und Berufsgenossen, ganz ein preußischer Junter und stolz auf seine Zugehörigkeit zum alten Adel. Er wurde Deichhauptmann, genügte seiner Wehrpflicht als Landwehr-offizier, ging auf die Jagd — aber arbeitete auch, wenn es über ihn kam, mit heißem Verlangen geistig, und sammelte einen unerschöpflichen Schatz an, den er sich aus Geschichte, schönem Schrifttum, volkswirtschaftlichen und politischen Werken erlesen.

Da kam er im Mai 1847 als Stellvertreter eines erkrankten Standesgenossen in den Vereinigten Landtag, zweunddreißigjährig, und sofort zog er die Beachtung aller auf sich: ein Redner von schlagfertigem Witz, von Eigenart — doch mehr: ein selbständiger Denker — noch mehr: ein staatsmännischer Kopf und ein Charakter zugleich.

Nachdem König Friedrich Wilhelm seine Verfassung gegeben, wird Bismarck von seinem heimatlichen Kreise zum Abgeordneten für den Landtag gewählt. Schroff stellt er sich dort der Revolution und der liberalen